

Mein Nächster : die Mordhöhle von Bangla Desh

Autor(en): **Ellis, Bill**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **65 (1971)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-141934>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mein Nächster

Die Mordhöhle von Bangla Desh

(Der folgende Bericht ist den Fängen der pakistanischen Armee entglitten. Er wurde auf einem Magnetband nach Teheran geschmuggelt.)

Ich kam gestern von einer Reise zurück, nachdem mir zunehmend klar geworden war, daß die Berichte, die wir von vorn erhielten, ganz irreführend waren. Und was man aus Telefongesprächen zu wissen bekam, war offenbar nur ein winziger Bruchteil der Wahrheit. Es wurde mir sehr schwer gemacht, tiefer in das Gebiet einzudringen, und als es gelungen war, verstand ich, warum.

Während der letzten Wochen sind hier jeden Tag zehn bis zwanzig Menschen hingerichtet worden. Das erfuhr ich von Leuten, die dort wohnten. Jeden Nachmittag um vier Uhr wurden zehn bis zwanzig einzelne Schüsse gehört, und danach trieben Leichen im Hafen.

Mir wurde gesagt von Leuten, die es wissen mußten und für deren Glaubwürdigkeit ich einstehen kann, daß die Hinrichtungen vor einer Woche scheinbar aufhörten, daß aber immer noch Leichen in den Hafen trieben. Es scheint nun, daß man, um die Tatsache der Hinrichtungen zu verdecken, die Gefangenen mit dem Bajonett tötete. Die nahe Wohnenden versicherten, daß sie von da ab immer um vier Uhr Schreie hörten, die das Blut gerinnen machten.

Meine Nachforschungen überzeugten mich, daß die militärischen Operationen nun in eine neue Phase getreten waren. Städte und Hauptstraßen waren besetzt, und die Armee fächerte nach allen Richtungen aus auf die umliegenden Dörfer. Es wurde buchstäblich eine Haus-für-Haus-Jagd auf Hindus.

Das Ergebnis ist, daß nun große Mengen von Hindus — ganze Kolonnen — in voller Flucht durch das Land sind. Sie wissen nicht, wohin. Sie fliehen in einer Richtung, finden den Weg durch die Armee gesperrt, fliehen in einer anderen Richtung, versuchen — vergeblich, über die Grenze nach Indien zu entkommen — gejagtes menschliches Wild.

Es gibt viele Familien in der Gegend, die fünfzehn oder mehr Personen zu sich ins Haus nehmen, aber sie haben kaum Nahrung genug für die Angehörigen, geschweige denn für die Fremden.

Es ist interessant, daß angesichts dieser Menschenjagd die alten religiösen und kulturellen Feindschaften ganz vergessen werden. Immer häufiger hört man, daß Moslims Hindus aufnehmen, sie verbergen und große Gefahren auf sich nehmen, nur, daß die Armee sie nicht findet. Und in manchen Fällen haben sie teuer dafür büßen müssen. In einem Dorfe rief die Armee den Dorfältesten zu sich und verlangte Auskunft, wo Hindus seien. Der Mann weigerte sich. Darauf wurde er in Jute gewickelt und verbrannt.

Die Stadt Barisol ist während des Tages praktisch leer. Die Zeitungen sind voll von Aufforderungen an die Arbeiter, zurückzukommen. Auch die Armee schaltet sich ein, verspricht Nachsicht und gute Behandlung oder droht mit schweren Strafen bei Nichtbefolgung. Die gute Behandlung ist — wie jeder weiß — ein zynischer Scherz, denn wer kommt, wird erschossen. Ein Hindu, der in Barisol zwei Jahre oder mehr gelebt hatte, ein angesehener Richter, hatte gesagt: «Dies ist mein Land. Ich habe hier so lange gelebt und habe nichts Unrechtes getan. Ich nehme meine Arbeit wieder auf.» Am Tage nach seiner Rückkehr wurden er und sein Sohn in ihrem Hause erschossen.

Von Barisol nahmen wir das Postboot nach Khulna. Das Land ist täuschend friedlich und so grün, aber man sieht keinen Menschen arbeiten. Kein Boot auf dem Fluß, kein Arbeiter auf dem Felde. Von Zeit zu Zeit sieht man Leichen auf dem Fluß treiben.

Wir fuhren um sieben Uhr ab, und in den nächsten zweieinhalb Stunden passierten wir ein Dorf nach dem andern in Flammen. Natürlich ist der Dschungel so dicht, daß man nicht weit hineinsehen kann, aber am Himmel zeichneten sich die Brände deutlich ab. Gelegentlich beleuchtete der Scheinwerfer des Schiffes nackte fliehende Menschen, die ihre Habseligkeiten auf dem Kopf trugen. Später gesellte sich ein Mann der Besatzung zu mir und erzählte mir, daß dieses Brennen nun schon seit Wochen andauere.

Wir erreichten Khulna um 6 Uhr am folgenden Morgen. Überall wird gemordet, geraubt und gebrannt. Jeder weiß von zehn oder zwanzig Personen, die am Tage erstochen worden sind. Das geschah einem Manne und seinem Sohn, während ich dort war. Der Hergang ist gewöhnlich so, daß die Muslimliga die Hindus und die Mitglieder der Awamiliga anzeigt, mit denen dann die Armee nach ihren Begriffen verfährt. Wenn dann die Armee weiterzieht, nehmen die Naxaliten Rache an den Denunzianten. Darauf kehrt die Armee zurück und löscht das ganze Dorf aus.

Das Gebiet südlich von Khulna wird fast nur von Hindus bewohnt. Mir wurde berichtet, daß weite Strecken Landes ganz leer sind. Es wird angenommen, daß bei der nächsten Pflanzzeit nur 10 Prozent kultiviert werden können, weil nur 10 Prozent der Arbeiter dageblieben sind. Und es ist zu beachten, daß dies die Gegend ist, die der Novemberzyklon verschont hat.

Nun bin ich zurück in Dacca, offensichtlich hat wieder eine neue Phase dieses Mordens begonnen. Von den Städten und größeren Dörfern hat die Armee nun völlig Besitz ergriffen und schickt sich nun an, in einer massiven Operation die verbliebenen Hindus gänzlich zu vertilgen. — Man fragt sich, warum? Die einzige Erklärung, die ich finde, ist, daß die Regierung so tief in ihre eigenen Propaganda verstrickt ist, daß sie ihre Soldaten glauben machen muß, daß ein indischer Über-

läufer hinter jedem Baum lauere, und daß jeder Hindu, und habe er hier zwanzig Jahre friedlich gelebt, verdächtig sei und verdiene, auf der Stelle erschossen zu werden.

Alle leben in ständiger Furcht. Und wie man mir sagt, gibt es keine Familie, die nicht irgendwie in Mitleidenschaft gezogen ist, die ihre Mitglieder verloren hat oder beraubt worden ist oder deren junge Töchter entführt worden sind. Das Regime findet keine Unterstützung im Lande. Jeder, auch der einfachste Tagelöhner, weiß, daß das Zeitungsgerede Lüge ist.

Höchst bemerkenswert ist, daß die Menschen hier, Intellektuelle wie einfache Bauern, mir immer wieder sagen: «Bitte, laß dein Land keine Hilfe senden, auch nicht einmal Nahrungsmittel. Die Armee greift alles auf, und unsere Not wird nur verlängert.» Mehr als einer sagte zu mir, er würde lieber Hungers sterben als so in ewiger Todesangst leben. Das mag manchem unglaublich erscheinen, aber die Menschen hier sind so hart geworden gegenüber dem Leiden, daß sie den Tod dem ständigen Anblick dieser Greuel vorziehen.

Bill Ellis in «Peace News», 30. Juli 1971

(Übersetzt von Karl Struve)

Eurafrika wird ausgebeutet

Memorandum der Bewegung für koloniale Freiheit

Als die Idee der EWG aufkam, nahmen ihre europäischen Befürworter kein Blatt vor den Mund, wenn sie von der Rolle sprachen, die Afrika in Beziehung zur EWG zgedacht war. Z. B. sagte die Zeitung «Eurafrika» ganz offen, daß die afrikanischen Staaten für Europa wichtig seien, weil sie ein strategisch bedeutsames Gebiet in einem Dritten Weltkrieg darstellten.

Ein Artikel des «Daily Telegraph» 1961 berichtete von großen Entwicklungsplänen der Sechs, die größere Ergiebigkeit in der Kultur tropischer Nahrungsmittel sichern sollten. Der Artikel sprach auch von Plänen für Wasserwege und Eisenbahnen. Das alles diente natürlich nur der Ausbeutung der afrikanischen Länder, und es ist deshalb nicht verwunderlich, wenn der Artikel schließt: «Man hält es nicht für ausgeschlossen, daß diese Pläne scheitern dadurch, daß die Afrikaner hellhörig werden.»

Auch der Name erregt Bedenken: «Der Name wird in offiziellen Dokumenten vermieden, weil er afrikanische Besorgnisse verstärken